Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 2

Artikel: Mein Auto ist weg
Autor: Hering, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634136

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jetz chehrt si der jünger um u seit öppis zu sim Gspahne. Was, versteit me nid — es isch z'wyt bis abe zum Gartetöri. Aber der Herr Vögeli cha sich ungfähr dänke was er ihm mäldet: „Betteln und Hausieren verboten!"

Der elter macht no ne Schritt oder zwee, bis er ganz am Töri annen isch. Nachhär streckt er die einti Hand us u fingerlet a de Scheieli ume. Won er ds Täfeli gspürt, fahrt er langsam drüber ewägg, vo eim Wort zum andere. Es gseht wahrhaftig us, wie wenn er ds Verbott mit de Finger wetti läse . . .

„Blind!" isch's em Herr Vögeli dür e Chopf gfahre. „Blind." Wie glehmten isch er hinter sine Zuckerärbs gruppet. Du wenn er grad wölle hätt — der Augeblick het er keis Glied chönne rüehre.

Es Rüngli si die beide Husierer no dunte vor em Ygang gstande, chli ratlos, fasch verlore. Aendtlige hei sie rächtsumkehrt gmacht; der jünger het si Kamerad am Arm gno u het nen use gfüehrt uf d'Straß, u nachhär si sie langsam z'dürab. Aber scho nach paarne Schritte si sie no einisch blybe stah u hei zrügg gluegt . . .

Jetz het der Herr Vögeli ufgha. Es hätt si Frou gar nimme gmanglet, wo untereinisch hinter ihm zueche steit u seit:

„Und jetz? Bisch zfride wie ds Täfeli gwürkt het?"

Wie ne Jungen isch er ds Gartewägli usträberlet, het ds Töri ufgrissen u de beide Husierer nache grüeft:

„He! Säget! Dir zwee! Chömet zrugg, sit so guet!"

U derzue het er ne gwunke wie lätz. Das het zwar der Blind nid gseh, aber derfür si Füehrer. Sie hei sich nid la der Gottswillen aha u si tifig wieder z'düruf cho.

U nachhär isch unter em offene Gartetöri ghändelet worde. Der Herr Vögeli het ohni z'märten e Tube Rasiercrème kouft und e Franken achzg derfür zahlt, u si Frou het e Chleiderbürschte ghramet, wo ou es styffs Schübeli Gäld koschtet het. D'Husierer hei ne grüüseli danket für ihres Guetmeine, der Blind bsunderbar . . .

Spät am Abe — es het scho afah ynachte — isch der Herr Vögeli wieder dunte vor em Gartetöri ghnöület. Mit em Schrubeziejier het er süüferli eis Schrübli na'm andere glöst, ds Verbottäfeli abgno u nachhär d'Löcher guet verchittet.

Mein Auto ist weg

Humoreske von E. Hering

Ich weiß nicht, ob Sie mit mir einverstanden sind, wenn ich behaupte: Eines der scheußlichsten Gefühle, die uns Menschen überfallen können, ist die Verblüffung! Ich rede hier als Fachmann, bitte!

Haben Sie das noch nie mitgemacht? Haben Sie sich schon bei Tisch zu Hause oder im Bahnhofbüfett zu Bern Fleisch herausgenommen und ordentlich Brühe — zu deutsch: Sauce — dazu und dann gemerkt, daß zufälligerweise kein Teller vor Ihnen stand? Dann liegt die ganze Pastete grinsend auf dem Tischtuch und verbreitet sich so schön weit darauf aus! Widerlich, nicht wahr! Man kommt sich in solchen Augenblicken entsetzlich dämisch vor, so als werde man erst geboren!

Neulich besuchte ich einen alten Bekannten in dem großen Miethaus, das ich vor Jahren bewohnte. Wir verlebten eine gemütliche Stunde. Es mochte auch etwas länger gedauert haben. Wenn man so hinter einem Glase Neuenburger sitzt und plaudert, da vergehen die Stunden wie Butter in der heißen Pfanne.

Um sechs Uhr ungefähr verabschiedete ich mich, stieg die Treppe hinunter, mache die Türe auf, steige in mein Auto . . .

Ich steige eben nicht in mein Auto! Denn mein Auto ist verduftet!

Mein erster Gedanke war: Nanu? Wohin bist du gekommen?

Mein zweiter Gedanke: Gestohlen!

Mein dritter: Polizei! Versicherung!

Mein vierter: Der gute Lioner und die Flasche Fendant, die darin waren! Weg damit!

Mein fünfter Gedanke ist nicht druckhaft.

Es war ein so schöner Wagen! Ach! Mit sechs Zylindern, vier Rädern, einem Vorder- und Hinter-, einem Ober- und Unterteil! Ein ganzes Auto. Und fast bezahlt! Es war grün. Nicht eigentlich grün. Mehr blau als grün. Mit einem Schuß ins Giftige. Und gelb abgesetzt. Ich brauchte fast nie zu hupen. Wenn ich angedonnert kam, stieb alles aufs Trottoir. Ich finde es so lustig, wenn Autos Spektakel machen und alle Leute an die Fenster springen, weil sie meinen, draußen seien sieben Kehrichtwagen zusammengestoßen. Es erinnert mich dann immer an meine ungebundene Jugendzeit, in der ich noch Hose und Weste an einem Stück getragen. Da hatten wir dem Krämer seinem Hunde eine leere Konservenbüchse an den Ausläufer seines Rückgrates gebunden, und der verscheuchte Vierbeiner raste damit das Städtchen auf und ab wie toll. Was wir für diese Heldentat anderntags als Lohn erhielten, bleibt im Geheimarchiv meiner Erinnerungen verschlossen!

Also: Mein Auto ist weg! Das schöne, gute Auto! Wenn man vorne auf einen Knopf drückte, dann ging es los. Oder auch nicht. Aber meistens ging es los. Am Hinterfensterchen baumelte ein Schutzmann, der eine lange Nase machte — kein richtiger natürlich. Nur ein kleiner, ausgestopfter. Solche Puppen sind doch modern. Und wissen Sie, ich habe aus meiner Studentenzeit her noch so eine gewisse Anhänglichkeit an die Polizisten. Schließlich hat jeder Mensch seine Passion! Aber das schönste an meinem gestohlenen Auto war — abgesehen von der Lionerwurst und der Flasche Fendant —, daß es ein ausgesprochenes Bedaure-Auto war.

Sie wissen doch, was ein Bedaure-Auto ist? Wenn man viele Bekannte und Freunde hat — und die hat jeder, der ein Auto besitzt! — darf man sich nur einen Wagen mit zwei Sitzen kaufen: Bedaure sehr, meine lieben Freunde, aber ich kann euch mit dem besten Willen nicht mitnehmen — ihr seht ja, dieser scheußliche Karren hat nur zwei Plätze. Sie verstehen?

Was macht man, wenn einem sein Auto gestohlen wird?

Man geht zur Polizei.

Die Polizei lächelte. „Gestohlen? Wer wird gleich an so etwas Böses denken. Vielleicht hat sich einer den Wagen schnell geliehen. Wie war die Farbe?"

„Geliehen oder gestohlen — das ist gehippt wie gehoppt", antwortete ich. „Und der Wagen war grün mit einem Schuß ins Blaue. Sie können auch schreiben: blau mit einem Schuß ins Grüne, ganz wie Sie wollen!"

„Bitte, bitte. Gestohlen und geliehen ist nicht das nämliche, mein Herr. Wenn der Wagen weg ist, dann ist er gestohlen. Wenn er nicht weg ist, dann ist er geliehen. Mit der Farbe müssen Sie sich entscheiden: blau oder grün?"

„Weg ist weg!" Mir begann der Mensch auf die Nerven zu gehen. „Ihre Schlußfolgerung ist nicht richtig. Wenn ich meinem Freunde Geld pumpe, das heißt, Geld leihe, ist es zwar auch weg und doch nicht gestohlen. Aber wenn ein Auto weg ist, dann ist es gestohlen, sofern ich es nicht ausgeliehen habe. Und wegen der Farbe: Schreiben Sie: blaugrün, oder grünblau, oder besser: halb himmelblau, halb grünspan mit gelben Streifen."

Der Mann war noch lange nicht befriedigt. „Wenn es weg ist, dann ist es gestohlen. Aber wenn wir es wiederfinden, dann war es nur geliehen. Wenn der Dieb sagt, er hätte die Absicht gehabt, es Ihnen wieder zu bringen, dann ist der Dieb kein Dieb. Ist er oben blau?"

„Wer? Der Dieb?"

„Der Wagen natürlich. Ist er oben blau oder unten oder umgekehrt oder mehr grün, oder wie?"

Der Mensch wurde aufgeregt.

„O", sagte ich verwirrt, „oben so unten wie grün so geliehen, gestohlen wie blau. Auf Wiedersehen. Und gelb abgesetzt."

Ich ging. Nie mehr werde ich zur Polizei gehen, oder man holt mich dann.

Ich habe mein blaues Auto mit dem Schuß ins Grüne oder umgekehrt nie mehr gesehen.

Und doch habe ich es wieder.

Man hat es gefunden. Es hat drei Tage und drei Nächte auf der Straße gestanden. Im schönsten Frühjahrsregen. Das fiel den Leuten auf und sie meldeten das verlassene Auto.

Nun ist der Dieb kein Dieb, und einen Dieb, der kein Dieb ist, kann man polizeilich nicht verfolgen, geschweige denn gerichtlich belangen. Ja, wenn er am Auto etwas herausgeschraubt hätte oder aus ihm etwas entwendet. Aber nichts davon hat er getan. Nicht einmal an der Flasche Wein hat er sich vergriffen. Nur die gute Wurst ist nicht mehr ganz frisch. Sie hat so einen komischen Geschmack. Aber das liegt an der Wurst und nicht am Dieb.

Und das Auto selbst ist nicht mehr dasselbe. Wegen des Regens. Es hat so eine komische, verschnupfte Farbe bekommen. Und der Motor knallt ärger denn früher.

Gestern habe ich den Dieb — pardon — den Leiher erwischt.

Raten Sie einmal, wer das war?

Ich selbst!

Da kann man wirklich nicht von einem Dieb reden; denn ich bin bloß Leiher des Wagens, weil ich noch nicht alle Raten bezahlt habe.

Und wie das gekommen ist?

Bitte, keine falschen Mutmaßungen von wegen des Neuenburgers! Nein! Ich bin im Miethause die hintere Treppe hinabgestiegen und auf der Nebenstraße herausgekommen!

Mein Auto stand gemütlich auf der anderen Straße. Es stände heute noch dort, wenn sich die Leute seiner nicht erbarmt hätten. Aber heute würde man es gar nicht mehr erkennen; denn die letzte Nacht hat es mit vollen Zubern aus den Wolken gegossen!

Auf dem Friedhof der Illusionen

Fährt man von Johannesburg, dem südafrikanischen Zentrum, westwärts, gelangt man nach etwa 200 km Fahrt nach Lichtenburg, und von dort nach kurzer Zeit nach Bakerville, dem Friedhof der Illusionen der Diamantengräber. —

Um mich ein leicht hügeliges Land, und vor mir eine Stadt aus Wellblech, alten Benzinkannen, Sacktüchern, einer Stadt 100 %iger Primitivität und Armut, wo der Geschäftstod durch die Gassen schleicht, wo die Hoffnungslosigkeit aus allen Fensterlöchern schreit, und wo die Prostitution noch das beste Geschäft ist. — —

Diese Stadt, der Traum und die Illusion vieler Tausende von gestern, träumt sich heute langsam in den Todesschlaf hinein, sonnt sich noch ein wenig im Ruhme seiner Vergangenheit, um dann endgültig in die Tausende von offenen Gräbern begrabener Hoffnungen einzusteigen.

In früheren Tagen war Bakerville das Zentrum der freien Diamantensucher. Reich waren die Felder, und hoch der Preis der Diamanten. Ab und zu konnte noch einer durch einen glücklichen Fund reich werden, aber auch nur ab und zu. Tausende gruben und wühlten auch in dieser „guten Zeit" mit viel Hoffnung und wenig Erfolg in der blauen Erde, wühlten immer tiefer in die Erde, warfen Abraumberge auf, und unermüdlich quickften die primitiven Aufzüge, unablässig kam ein Kübel blauer Erde um den andern ans Tageslicht, und nimmermüde wühlten schwielige Hände durch die Erde auf der Suche nach dem glitzernden, so heiß begehrten Stein, dem Diamanten.

Immer mehr Diamanten wurden gefunden, immer mehr Leute gingen auf die Diamantensuche. Es wurden die Diamantenfelder am Fort Nolloth an der Alexanderbay entdeckt, wo man die Diamanten tatsächlich nur so auf dem Feld zusammenlesen kann, und das die Regierung sich gleich sicherte, es kam das Jahr 1928, wo für 320 Millionen Franken Diamanten ausgebeutet wurden, wovon allein 220 Millionen Franken auf den Regierungsfeldern von Port Nolloth. Dann kam der Todesstoß für die Diamantenindustrie, es kam die gewaltige Katastrophe, die 10,000 Diamantengräber brotlos machte, wo über ¾ aller Diamantenschleifereien eingingen, wo der Preis für 1 Karat Diamant von 114 Franken auf 22 Franken stürzte, wo es überhaupt nicht mehr rentabel war, selbst in reichen Gebieten Diamanten zu suchen. Hier endete auch der Ruhm von Bakerville, von dem Zeitpunkt an ist es nur noch ein langsam absterbender Körper. —

Tausende verließen Bakerville, überall die aufgerissene Erde zurücklassend, allmählich leerten sich die Gassen, immer mehr verfielen die provisorischen Blechhütten, nur die Unentwegten, die Alten und chronischen Diamantensucher blieben, die, die trotz aller Hoffnungslosigkeit hoffnungslos weiter diggen, weiter wühlen, weiter graben, und dabei ein primitives Leben führen, oft nicht das besitzend, um den Hunger zu stillen. Wandert man durch die blecherne Trostlosigkeit, fühlt man den kalten Grabesschauer im Nacken. Nur hin und wieder finde ich vor so einer Blechbaracke ein paar blühende Blumen oder einen kleinen, grünenden Garten, gleich einem Lichtstrahl in dieser geistigen Dunkelheit. —

Die Regierung fürchtet eine neue Ueberproduktion von Diamanten. Doch die Regierung hat die Gewalt, macht die Gesetze, und das neue Gesetz, das die Bearbeitung neuer Diamantenfelder durch die freien Diamantensucher verbietet, schneidet dem Diamantensucher langsam, aber sicher, die Kehle ab. — Wo soll der Diamantensucher Diamanten finden, wo nichts zu finden ist, wo seit Jahrzehnten alles durchwühlt wurde? Und dennoch, er kann nicht mehr davon ablassen, er sucht weiter und weiter, bis er sicherlich das eine findet — den Tod. —